

Schwalbenplaudereien.

Von

Julius Finger.

Ein Vortrag zur Jahresversammlung am 9. April 1864.

Wenn man Schwalben sieht, so pflegt der Lenz zu kommen
Wenn man sie nicht mehr sieht, so wird draus abgenommen.
Dass wir den Herbst han; sehn also diese Thier
Der Jahreszeiten-Merk und des Abwechsels-Zier.

(Alter Vers.)

Schwalben sind da! — das ist der erste Siegesruf des jungen Frühlings im Kampfe mit seinem alten grimmen Todfeind — dem Winter. — Noch ist der Streit nicht geendet. Nur langsamen Schrittes weicht der zähe Gegner, noch auf dem Rückzuge, mit seinem Eiseshauche Alles verderbend, was sich als Herold des neuen Herrschers vorwitzig herausgewagt. — Primeln, Anemonen und Schneeglöckchen, die so eben schüchtern versuchten das starre Leichentuch, das sie so lange deckte, zu heben, ziehen sich ängstlich und betrübt wieder zurück, so oft er sein schneeflockiges Haupt schüttelt; *Urticae*, *Polychloros* und *Rhamni* flüchten sich in ihre winterlichen Schlupfwinkel und die wenigen Silvien, die neugierig über die Alpen herübergekommen, eilen erschreckt wieder südwärts, so oft sein frostiger Fuss noch einen Tritt Land abgewinnt.

Aber die Schwalben sind da, und mit ihnen die Hoffnung auf bessere Zeiten. Bald wird der schlimme Gast aus dem Lande sein.

Hätten die Schwalben keine andere schätzenswerthe Eigenschaft, als dass sie uns den Frühling bringen, so würden sie schon um dieser willen die Liebe und Zuneigung verdienen, mit denen sie beinahe überall, wo immer

sie nur erscheinen, empfangen werden. — Ausserdem aber gewinnen sie durch ihr freundliches, zutrauliches, oft muthwilliges Wesen, durch die Leichtigkeit und Schönheit ihres Fluges, durch ihr inniges Anschmiegen an die Menschen, und durch ihr alljährliches Wiederkommen und Aufsuchen der alten Wiegenplätze, die Herzen Aller, die nur einiges Gefühl und einigen Sinn für Zartes und Schönes haben.

Viele Völker haben einen eigenen Schwalbencultus. — So feierten die Griechen einstens Volksfeste bei ihrer jedesmaligen Wiederkunft, und auch jetzt noch ziehen in Athen vor Zeit der „Zugvögelwinde“ Prozessionen durch die Strassen ihr Schwalbenlied singend: „*ελθε, ελθε χειλιδών, καλας ώρας αγουσα, και καλας ενιαυτου*“ — Komm, komm, Schwalbè, und bringe mit dir schöne Zeiten und schöne Jahre.

Die beneidenswerthe Fähigkeit unserer kleinen Freunde bei der heranrückenden schlechten Jahreszeit zu verschwinden, und erst im Frühlinge wieder zu kommen, und die dadurch aufgeworfene Frage, wo sie überwintern, hat von jeher schon zu vielen und heftigen Streitigkeiten Veranlassung gegeben. — Die unwirthlichsten Localitäten hat man ihnen zu Winterquartieren angewiesen, die fabelhaftesten Metamorphosen mussten sie während der kalten Jahreszeit durchmachen. — Aristoteles und Plinius lassen sie in tiefen Thälern nackt und federnlos überwintern; andere Schriftsteller, wie z. B. Magnus Gothus, Erzbischof von Upsala, versenkten sie tief auf des Meeres Boden, wo sie in grossen Klumpen verkettet bis zum Frühlinge ruhten; Claudian verwandelte sie im Herbste in Fische und überlässt es den warmen Südwinden sie wieder mit Federn zu bekleiden und in Vögel umzuwandeln.

Die Idee, dass die Schwalben im Meere überwintern, wurde, nach Bodinus, zuerst von den Anwohnern und Fischern des baltischen Meeres angeregt, welche beim Suchen nach Bernstein ganze Knäuel von Schwalben angetroffen haben sollen — sie fand allgemeinen Glauben und eifrige Verfechter.

Später wollte man überall solche Klumpenschwalben gefunden haben. — Albertus Magnus schreibt, dass man sie zu tausenden in alten Eichbäumen gefunden, Heldelin fand sie unter dürrer Laub und Moos, Ursinus und Ranzovius unter der Erde in Böhmen. Martin Luther bestätigt wiederholt dieses Wunderwerk der Schwalben als etwas ganz gewiss Bekanntes, und erzählt, dass er einmal in einem finstern Winkel seiner Kammer einen grossen Klumpen Schwalben gefunden, der in die Wärme gebracht sich entknäuelte und lebendig wurde, so dass die Schwalben im Zimmer herumflogen, was ihn zu einem wackern Sermon über die Auferstehung der Todten veranlasste.

Noch zweihundert Jahre später wählte der, durch seine heftigen Agitationen gegen Tortur und Hexenprocesse berühmt gewordene Professor Tomasius dieses Thema zu einer gelehrten Disputation, worin er gegen alle anders Denkende gewaltig loszieht und es besonders dem Anacreon nicht verzeihen kann, der in seinen Versen die Schwalben nach dem Flusse Nil oder in die grosse Stadt Memphis wandern lässt.

Unter dem Schutze solcher Autoritäten hielt sich jener Glaube fort bis in die neueste Zeit. Endlich fing man doch an, an der physischen Möglichkeit derartiger Verwandlungen etwas zu zweifeln; nach und nach wurden Stimmen laut, welche es nicht zugeben wollten, dass so heissblütige Geschöpfe wie die Schwalben, Monate lang ohne Luft, Licht und Nahrung zubringen sollten; die Wahrscheinlichkeit einer weiteren Wanderung und Ueberwinterung in wärmeren Gegenden gewann immer mehr festen Boden, und als es bekannt wurde, dass der Prior eines Mönchklosters bei Strassburg einem Schwalbenpaare, welches jeden Frühling zu seinem Neste im Klostergange gekommen, ein Zettelchen an die Füsse gebunden mit der geschriebenen Frage: „Ubi hiemasti?“ und nächstes Frühjahr darauf die Antwort las: „In India in domo sutoris.“ Da hielt man die Ueberwinterungsfrage für einen überwundenen Standpunkt. — Alle früheren Hypothesen hatten ihre Basis verloren und man lachte über die veralteten Ansichten, die Jahrhunderte lang für einzig wahr und unumstösslich gehalten wurden. Und doch hat bis zum heutigen Tage noch kein Mensch unsere Schwalben in ihren Winterquartieren beobachtet. Wir wissen nur so viel, dass sie sich — wie wir mit eigenen Augen beobachten können — alljährlich im September zwischen dem 5. — 15. in Gruppen zusammenfinden und dann gesellschaftlich zuerst gegen Westen und später nach Süden steuern; und dass sie — wie uns afrikanische Reisende erzählen — um Mitte September in ungeheuren Scharen in Egypten ankommen, von dort aber ohne längeren Aufenthalt weiter ziehen, und dass sie am 20. September in Handock in Nubien 18°—40' n. B. und in Kordofan 14—15° der Breite beobachtet wurden -- Immer aber sah man sie noch im Zuge, immer rastlos südwärts eilend.

Dass sie in den Aequatorial-Gegenden erst das gesuchte Asyl finden, ist wohl ohne Zweifel, aber wo und wie sie dort leben, ist wie überhaupt dort Alles noch unbekannt.

Was sie bewegen mag so ungeheure Strecken zu durchreisen und zwar zu einer Zeit, wo die Sonne noch nicht an Kraft verloren und an Futtermangel noch nicht zu denken ist?

Es ist eben jenes mysteriöse Ahnungsvermögen, das diese im hohen Grade sensitiven und mehr als andere mit meteorologischem, klimatischen und magnetischen Phänomen in Rapport stehenden Wesen so sehr charakterisirt und sie lange vor der Zeit der Gefahr diese zu fliehen treibt.

Unglücklich sind jene armen daran, die durch Krankheit oder andere missliche Zufälligkeiten verhindert werden, sich der Reisegesellschaft anzuschliessen — der sichere Tod erwartet sie. Das habe ich einmal an einer Schwalbe erfahren. Es war in Meidling bei Schönbrunn. Ein abscheulicher Novembermorgen folgte einer regendurchströmten Nacht. Schmutz und Koth an allen Orten. Es schien wahrlich, als ob die Wässer sich eben erst von der Erde verlaufen hätten, und das Auftauchen eines 40 Fuss langen Megalosaurus oder einer andern elefantengrossen Eidechse hätte mich weniger überrascht, als eine kleine Schwalbe im langsamen niederen Fluge gegen mich heranschweben zu sehen. Sie folgte einem schmalen Grasstreifen, der die Parkmauer von Schönbrunn begrenzt. Aengstlich durchstöberte sie die altensdürren Halme nach Insecten — wohl vergebens, denn sie bog wieder ab und flog knapp an dem durchnässten Gemäuer aufwärts. Sie übersah keine Spalte, untersuchte jede Fuge, die einige Nahrung für sie bergen könnte, aber sie schien nichts zu finden, denn sie wiederholte diese Tour nicht mehr, nach gewohnter Schwalbenweise, ihr Flug wurde immer matter und erschöpft lässt sie sich auf dem Geländer des Hauses nieder, dessen goldenes „*XAIPE*“ an der Stirne wie eine bittere Ironie auf die arme Leidende herabblitzte. Sie duldet es, dass ich mich ihr näherte und liess sich ruhig ergreifen. Ich nahm sie mit nach Hause, fütterte sie mit einigen Fliegen, die sie freudig annahm, aber sie konnte sich nicht mehr erholen, am nächsten Morgen war sie todt. Es war dieses am 25. November 1854, das späteste Datum an dem ich noch Schwalben getroffen.

In demselben Jahrgange, aber zwanzig Tage früher, sah ich in Hütteldorf zwei Schwalben an den Häusern im müden Fluge nach dem schon sehr seltenen Futter suchen; auch sie sind gewiss elend zu Grunde gegangen. Frost können sie durchaus nicht ertragen. Wenn auch Spallanzoni's etwas grausamen Versuche mit Anwendung künstlicher Kälte nachwiesen, dass Schwalben, so lange das Quecksilber auf dem Gefrierpunkte stand, nicht litten, bei 8 Grad aber merklich ergriffen wurden und erst bei 13 Grad erlagen, so erinnere ich mich doch eines Morgens, an einem der ersten Maitage des Jahres 1861, an dem ein plötzlicher Frost von 4 Grad eine Menge, Schwalben tödtete. Ich habe viele Leichen davon gesammelt, um zu versuchen, ob es nicht blos ein dem Winterschlaf ähnlicher, lethargischer Zustand wäre, aber sie waren entschieden todt.

Es gibt gewiss Niemanden, der die Hausschwalbe nicht kennen würde. Der lange und sehr tief gabelförmige Schwanz unterscheidet sie auf den ersten Blick von allen ihren Verwandten, Vorderkopf und Kelle sind braunroth, die ganze Oberseite und Brust schwarz, mit stahlblauem und purpurnem Schimmer. Bauch weisslich. Nur sehr selten kommen Abweichungen in

der Färbung des Gefieders vor, zumal Ausartungen in weiss. Quasi hirundinem albam videntur, bene sentientem civem videre, sagt Cicero, uns zugleich über die Gesinnungstüchtigkeit der damaligen Staatsbürgerschaft aufklärend. Wo dann so auffallend gefärbte Schwalben vorkommen erregen sie natürlich das allgemeine Interesse, der poetische Geist, der in den Menschen wohnt, beutet sie dann auf seine Weise aus und sucht sie mit ausserordentlichen Begebenheiten in geheimnissvollen Zusammenhang zu bringen. So machte eine weisse Schwalbe in Schlesien, vor der Ankunft des Böhmenkönigs Ferdinand II. sehr viel reden und wurde allgemein als gutes Omen gehalten.

Aber auch traurige Ereignisse sollten sie herbeiführen, denn als der jüdische König Antiochus sich gegen die Parther rüstete, sah man über seinem Zelte eine weisse Schwalbe fliegen und schon bei der nächsten Schlacht ward er von den Feinden erschlagen worden.

Seitdem ich mich mit Ornithologie beschäftige sind mir nur zwei Fälle von dem Vorkommen weisser Schwalben bekannt. Ein sehr schönes, blendend weisses Exemplar mit rothen Augen wurde in dem Hause des Tabaktrafikanten zu Nussdorf aus dem Neste genommen, worin noch vier normal gefärbte Junge sassen; und jenes meiner Sammlung ist ebenfalls aus einem Neste genommen, das in einem Hause in Hetzendorf über der Hausthorglocke angebracht war. Sie ist bis auf den röthlichen Flecken auf der Brust rein weiss. Von diesem braunrothen Flecken, dem Characterion der Hauschwalben weiss Ovid eine böse Geschichte zu erzählen: Tereus, König von Thrazien war mit Progne, der Tochter Pandions von Athen, vermählt. Fünfmal hatte Titan bereits den Umlauf des Jahres wiederholt, ohne dass Progne Jemanden von ihrer Familie gesehen und sie bittet den Gemahl ihre Schwester Philomele kommen zu lassen. Tereus reiset ab um sie zu holen, und kaum hat er dem Schwiegervater seine Bitte vorgetragen, als die Jungfrau erscheint, schön wie eine Dryade oder die reizendste Najade der Wälder. Bei dem Anblicke dieser wundervollen Schönheit entbrannt Tereus in rasender Liebe und von dem Augenblicke an kennt er nur den Einen Wunsch: sie zu besitzen. Mühsam seine Gefühle verbergend, erwirkt er die Erlaubniß Philomele zu ihrer Schwester zu bringen, aber er benützt selbe nur dazu, sein sorgloses Opfer in ein abgelegenes, von alten Wäldern verdunkeltes Landhaus zu schleppen und dort gewaltsam zu verführen. Philomele wahnsinnig über ihre verlorene Ehre, verflucht unablässig den feigen Tyrannen, der endlich erzürnt darüber, ihr mittelst einer Zange die Zunge herausreisst und sie also verstümmelt verlässt, um zu Progne zurückzukehren, der er unter erheuchelten Thränen erzählt, dass ihre Schwester gestorben sei. — Der Gott des Lichtes hatte nunmehr die zwölf Zeichen des Thierkreises durchwandert und ein Jahr war vergangen, ehe es der eingekerkerten Philomele ermöglicht war, eine geheimnissvolle Stickerei,

worin durch eingewebte farbige Zeichen ihr ganzes Elend und Tereus Schandthat zu lesen war, an Progne gelangen zu lassen. Die Gemahlin des grausamen Königs entwickelt den Teppich und liest das Klagelied ihrer Schwester. — Scham, Wuth und Verzweiflung stürmen auf sie ein und tödten beinahe die Aermste, aber das Bedürfniss nach Rache reisst sie wieder empor. Mit einer Schaar ihrer Getreuen eilt sie fort, die Schwester zu holen und der Zustand, in dem sie Philomele findet, facht ihre Wuth auf das höchste an. Sie will den Pallast anzünden und Tereus in den Flammen umkommen lassen, aber es scheint ihr dieses noch zu gering für die Schandthaten desselben; da kommt unglückseliger Weise ihr Sohn Itis herzugelaufen, ihr liebend die kleinen Arme entgegenstreckend. Die Aehnlichkeit mit seinem Vater erstickt in ihr alles Muttergefühl und mit den Worten „du bist Tereus Kind und würdest wie dein Vater“ greift sie nach einem Schwerte und stösst es dem Kleinen durch die Brust. Aber nicht genug, dass sie ihn getödtet, zerfleischt sie noch die zuckenden Glieder, reisst den Kopf vom Rumpfe und lässt die einzelnen Theile zu einem Mahle herrichten, das sie ihrem Manne vorstellen will.

Nichts ahnend von dem Verbrechen erscheint Tereus bei Tische und isst von seinem eigenen Fleische und Blute. Als er aber endlich nach seinem Sohne Itis verlangt, da konnte sich Progne nicht mehr beherrschen. „Du hast ihn gegessen,“ schrie sie ihn an und plötzlich stürzt Philomele hervor und wirft dem Vater das blutige Haupt seines Sohnes in's Gesicht. Mit wildem Geschrei stösst der Thracier die Tische um, sich selber verfluchend als das Grabmal seines Kindes. Er ruft die mit Schlangen bedeckten Schwestern aus den Thälern des Styx um Hülfe an und verfolgt mit entblösstem Schwerte die flüchtigen Töchter Pandions. Diese aber hatten von den gnädigen Göttern Flügel bekommen, ein Federgewand umhüllte ihre Körper und Philomele flüchtete sich in die Wälder, während Progne in eine Schwalbe verwandelt, bei Menschen und in den Häusern Schutz und Zuflucht suchte. — — Aber noch jetzt haben die Kennzeichen des Mordes ihre Brust nicht verlassen.

Und jetzt noch schliesst sich die Schwalbe treu den Menschen an; wo immer sich Colonien ansiedeln, da findet sich die Schwalbe ein und bringt einiges Leben in sonst vereinsamte Gehöfte.

Vor zwei Jahren war auf der Kampalpe (einer abgelegenen und nur von Kohlenbrennern und Waldhegern besuchten Alpe) in Steiermark ein alter Mann gestorben, der die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens als wahrer Einsiedler, in einer aus rohen Baumstämmen gezimmerten Hütte zubrachte, wo er durch den Erlös von Holzschüsseln und Tellern, die er verfertigte, seine Existenz fristete. Er hatte durch die ganze lange Zeit keine andere Gesellschaft gehabt, als ein Schwalbenpaar, das Jahr für Jahr

sich bei ihm einfand, und über seiner Schlafstelle brütete. Als ich vergangenen Sommer die wirklich malerisch gelegene Hütte aufsuchte, fand ich das Nest leer. Mit dem Bewohner haben auch die Schwalben den Ort verlassen.

Auduhon zählt aus Nordamerika viele Fälle auf, dass an Orten, wo früher nie Schwalben gesehen wurden, diese sogleich sich einfanden, wie Menschen hinzogen, sie urbar zu machen. Und von dem gemüthlichen Zusammenleben der Menschen und Schwalben auf dem Lande singt Rückert:

Wie traulichen Verkehr hier Mensch und Vogel pflegen
Sah ich, als beim Gehöft ich Obdach sucht' im Regen.
Die Leute waren aus, die Thür nicht zugemacht,
Kein Hund, der bellte, nur die Schwalben hielten Wacht.
Ich fand sie in der Stub' als ich hineingekommen,
Sie hatten am Gebälk, der Mitte Sitz genommen.
Von hier die Thüre stand, von dort das Fenster auf,
Dass ungehemmt herein, hinaus erging ihr Lauf.
Doch unbedachtsam stört' ich ihren freien Flug,
Da ich das Fenster schloss, weil pass mich fror im Zug.
Die Leute kamen, fanden ausgeschlossen
Vom eingedrung'nen Gast, die alten Hausgenossen;
Mit Pfeiffen öffnete das Fenster gleich ein Bube,
Und eine Schwalbe kam geflogen in die Stube,
Die andere folgt' ihr bald und vom Gebälke nieder
Sprühten sie übern Tisch ihr triefendes Gefieder.

Es ist daher nicht zu wundern, wenn die Menschen diese ihre treuen Freunde ganz besonders in Schutz nahmen, sie überall hegten und auf alle mögliche Weise schonten. Wo Schwalben in Sagen und Legenden vorkommen, haben sie beinahe immer die Rollen des Wohlwollens und der Theilnahme; in keinem Märchen sprechen sie in unedlem Tone, überall gelten sie als Symbol des Geistes und der Seele, die frei durch endlose Räume sich bewegen.

Es waren einst grosse Strafen ausgesetzt für den, der muthwillig eine Schwalbe tödtete, schon in den Psalmen finden wir sie als geweihte Vögel, wie Psalm 84 Vers 4: „Der Vogel hat ein Asyl gefunden und die Schwalbe ihr Nest, wo sie Junge heckt, nämlich deinen Altar Herr Zebaoth mein König und Gott.“ Die Amerikaner glauben, dass in Folge eines Schwalbenmordes Kühe blutige Milch geben; selbst schon das Necken der Schwalben hatte die üble Folge, dass der Kühe und Ziegen Euter vertrocknete oder es mindestens vier Wochen lang regnete.

Bei den christlichen Völkern werden sie als Marienvögel verehrt und ist jede Beleidigung derselben als sündhaft verpönt.

Nur die alten Römer waren nicht immer ihre besten Freunde. Sie machten es ihnen zum Vorwurfe, dass sie nur während der schönen Jahreszeit den Menschen erfreuen, in der bösen ihn aber verliessen. Horatius hielt sie für den Typus der Unbeständigkeit und bewundert die Menschen, die ihr trotzdem eine solche Kostfreiheit erwiesen.

Sub eodem tecto ne habeas, sagt ein altrömisches Sprichwort. Dem Virgil war sogar ihr freundliches Gezwitzcher zur Last, er schilt sie Plaudertasche, garrula und arguta. Anacreon heisst sie zwar auch „λαληη“, die Geschwätzige, und der Profet Jeremias „Hagur“, Vielredende, aber jedenfalls in des Wortes freundlicher Bedeutung.

Ganz besonders schlecht standen aber die Schwalben bei den Auguren angeschrieben. Als König Cyrus den Krieg gegen die Scythen vorhatte, träumte ihm von Schwalben, was als grosses Unglück gedeutet wurde, und als sich Schwalben auf des Pyrrhus Gezelt und des Antonius Schiff setzten, prophezeiten sie unglückselige Niederlagen.

Diese Abneigung der Römer den Schwalben gegenüber hatte sie aber doch nicht verhindert, sich eifrig nach dem wunderwirkenden Chelidonium, dem Schwalbensteine, umzusehen, der sich vorzüglich bei jungen Vögeln und zwar in deren Magen und nur im Monate August finden lassen sollte. Der glückliche Finder eines solchen Steines, der von der Grösse eines Hanfkörnchens und von rother oder weisser Farbe sein soll, erhielt durch den Besitz das Glück, bei allen Leuten beliebt zu werden, von allen Krankheiten befreit zu sein und selbst die schwierigsten Unternehmungen mit Leichtigkeit zu vollenden. Der Glaube an die Kraft dieser Steine ging auch auf die deutschen Völker über und erhielt später noch eine medicinische Bedeutung. So wurde er gegen fallende Sucht, bei Irrsinn, gegen längeres beschwerliches Siechthum und überhaupt gegen alle körperlichen Schwächen angewendet. Da aber diese Steine gar zu selten gefunden wurden, so hatte man später die Schwalben selbst als Medicamente benutzt. Man dörnte sie, pulverisirte sie dann und gab Halsleidenden ein Quintel davon auf einmal zu nehmen. Gegen Halsgeschwüre wurde die Asche von verbrannten Schwalben benützt und bei der Bräune wurde ein Schwalbennest klein gestossen in Wein gesotten um den Hals gelegt. In Paullini's „heilsamer Dreckapotheke“ nimmt der Schwalbenkoth einen wichtigen Platz ein. Dieser im Naturzustande ätzend und zerstörend auf das Auge wirkende Stoff, wie wir aus Tobias Lebensgeschichte genugsam belehrt wurden, wird durch kunstvolle Destillation zu einem prächtigen Augenwasser, mit dem der wolfenbüttel'sche Leibmedicus wahre Heldenthaten in seiner oculistischen Praxis vollführte. Becheri schöne Verse führen uns die gesammte medicinische Verwendung vor:

Die Schwalbe nutzt auch das kleine Sommerthier
 Zweimal 3 Stück es gibt der Apotheken hier
 Es ist absonderlich die gantze Schwalbe gut
 Hernach ihr Koht, ihr Nest, Hert, Stein und auch ihr Blut.
 Die gantze Schwalbe wan zu einem Wasser brennt
 Der schweren Noth der Weg dadurch wird abgerennt
 Der Schwalben Koht der ist von aussen trefflich gut
 Im Fall ein toller Hund den Menschen beissen thut.
 Was Schwalben Nest das pflegt man umb den Hals zu binden
 Das Halsgeschweh'r donor muss weichen und verschwinden.
 Der Schwalben Hert, das loht mau in den bösen Teyd
 So man es isst wird man von dem Quartan befreyt.
 Der Schwalben Stein, so man in jungen Schwalben find
 Man hengt ihn an den Hals die Feiss er übermind.
 Es wird auch sehr gelobt das junge Schwalbenblat
 Man sagt es seze zu den Augen trefflich gut.

Wir in der Jetztzeit benützen die Schwalben zu nichts anderem, als dass wir uns von ihnen die schädlichen und lästigen Insekten, Fliegen, Mücken und Kerfe vertilgen lassen, was in ökonomischer Beziehung nicht gering anzuschlagen ist, wie dies ein Artikel in dem letzten Heft der illustrierten Gartenzeitung beweist, worin der Verfasser haarscharf berechnet, dass eine einzige Schwalbenfamilie den Sommer hindurch 576.000, also über eine halbe Million dieses Ungeziefers verzehrt, und erwarten ferner von ihnen, dass sie uns den Sommer bringen. Hoffen wir, dass der einen Schwalbe, die vorgestern gesehen wurde, bald mehrere nachfolgen, da Eine noch keinen Sommer machen soll, welches Sprichwort, beiläufig gesagt, Aristoteles erfunden hat, und dass sie Glück und Segen bringen.

Eine Anekdote aus dem Leben eines leider vor Kurzem verstorbenen Mannes dürfte hier eine Stelle finden. Ein bekanntes altes Café ist das Café Foy im Palais Royal. Im Café Foy wird nicht gespielt, bloss gesprochen und gelesen, leise gesprochen, laut gelesen. Aber am Plafond ist eine Schwalbe gemalt. Was will diese Schwalbe sagen? Diese Schwalbe ist jene „eine Schwalbe,“ die in diesem Café Sommer machte. Das Café Foy war wenig besucht. Eines Morgens kommt ein Mann in's Café, trinkt Kaffee, nimmt noch mehrere Erfrischungen und will bezahlen. Er hat seine Börse vergessen. Der Garçon will dem unbekanntem Gaste nicht borgen, dieser sagt, man soll den Wirth rufen. Der Wirth kommt, der Gast erzählt ihm seine Verlegenheit. Der Wirth ist liebenswürdig und sagt: Bezahlen Sie, wenn Sie wieder vorüber gehen. In diesem Augenblicke erblickt der Gast einen

Farbentopf, der zufällig in einem Winkel stand. Er sagt zum Wirth: Ich werde Sie gleich bezahlen, nimmt Topf und Pinsel, steigt auf einen Sessel, den er auf's Billard stellt, malt eine Schwalbe am Plafond und den Namen: „Horace Vernet.“ Diese Schwalbe brachte dem Café Foy den ewigen Sommer voll Gäste. Die Schwalbe ist das Palladium, der Genius des Café Foy.



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Verhandlungen der Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien. Früher: Verh. des Zoologisch-Botanischen Vereins in Wien. seit 2014 "Acta ZooBot Austria"](#)

Jahr/Year: 1864

Band/Volume: [14](#)

Autor(en)/Author(s): Finger Julius

Artikel/Article: [Schwalbenplaudereien. 213-222](#)